

Pommersche Heimat

Monatsblätter zur Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes.

Einsendungen sind an die Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, Stettin, Allee- : : straße 14, zu richten. : :



Erscheint in der zweiten Hälfte : : : : jeden Monats. : : : : Herausgegeben in Verbindung mit dem Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern E.V.

Nr. 6.

Stettin, im Juni 1927.

16. Jahrg.

Vorläufiges Programm für die Tagung für Heimatkunde und Heimatschutz.

Stralsund, den 4. und 5. Oktober,

(anschließend Studienfahrt).

1. Dienstag, den 4. Oktober:

- 9 — 9½ Uhr, Begrüßung.
- 9½—10½ Uhr, Herr Dr. Esfenberger, Berlin (Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen): „Aufgaben und Praxis der Naturdenkmalpflege“. (Mit Lichtbildern.)
- 11 — 12 Uhr, Herr Dr. Ing. Werner Lindner, Berlin, Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz: „Landwirtschaftspflege“. (Mit Lichtbildern.)
- 15 — 17 Uhr, Besichtigung des Stralsunder Heimatmuseums unter Führung von Herrn Museumsdirektor Dr. Adler, Stralsund.
- 17¼—18 Uhr, Studienrat Schulz, Stettin: „Kirchliche Altertümer und ihre Pflege“. (Mit Lichtbildern.)
- 18¼—19¼ Uhr, Herr Provinzialkonservator Regierungs- und Baurat Rohde, Charlottenburg: „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Pommern nach Aufnahme der Staatlichen Bildstelle in Berlin“. (Mit Lichtbildern.)
- 20¼—21¼ Uhr, Herr Stadtbaurat Gerlach, Stralsund: „Moderne städtebauliche Fragen“.

2. Mittwoch, den 5. Oktober:

- Ab 9 Uhr, Herr Museumsdirektor Dr. Adler: „Aufgabe und Organisation der Heimatmuseen“.
- Ab 11 Uhr: Vertreterversammlung der pommerschen Verbände für Heimatkunde und Heimatschutz, desgl. den Vormittag über Führungen durch Stralsund.
- (Einladungen und Tagesordnung der Vertreterversammlung sind in Vorbereitung.)
- 15 — 15½ Uhr, Herr Privatdozent Dr. Madensen, Greifswald: „Die pommersche Volksliedersammlung“.
- 16 — 16½ Uhr, Herr Friedhofsdirektor Hannig, Stettin: „Friedhofskunst und Kriegerehrung“. (Mit Lichtbildern.)
- 17 — 18 Uhr, Geologe an der Preussischen Geologischen Landesanstalt, Herr Dr. von Bülow, Berlin: „Uebersicht über die geologische Geschichte Rügens“. (Mit Lichtbildern.)
- 20 — 21 Uhr: „Die Nikolaikirche“. (Mit Lichtbildern.)

3. Ab Donnerstag, den 6. Oktober:

Geologische und volkskundliche Studienfahrt nach Rügen.

Zur Teilnahme an der Tagung ist jeder Heimatfreund herzlich eingeladen. Teilnehmergebühr für Mitglieder des Landesvereins und angeschlossener Verbände 2 M., für Nichtmitglieder 3 M. Zu zahlen nach Empfang der Teilnehmerkarte.

Anmeldungen zur Teilnahme — unverbindlich — werden schon jetzt erbeten. Gleichzeitig sind Angaben zu machen, ob Quartiervermittlung (Hotel oder privat) gewünscht wird.

Bei genügender Teilnahme (Anmeldung!) soll die Strecke Stettin—Stralsund (ab Stettin, am 3. Okt., nachm. 14,55) als verbilligte Gesellschaftsfahrt gefahren werden. Nähere Mitteilung erfolgt noch. Auch sonst wird für Preisermäßigungen Sorge getragen werden.

Heimatschutz und Landwirtschaft.*)

Von Martin Keepel.

Es kann sich im Rahmen eines Zeitungsartikels nur um Hinweise handeln auf die Beziehungen des Heimatschutzes zur Landwirtschaft und damit zu einer Kulturbewegung, die über eine reiche wissenschaftliche Literatur verfügt und die inhaltlich vollkommen auszuschöpfen und zu begründen reichlich Zeit und Raum beanspruchen würde. Dennoch ist es mit Dank zu begrüßen, daß sich der Heimatschutz auf diese Weise in die Erinnerung bringen darf, immer in der Hoffnung, es möchten sich zu seinen alten Freunden neue hinzugesellen!

Die Notlage der Landwirtschaft ist unbestritten, und unbestritten ist die Notwendigkeit, zum Wohle des verarmten Vaterlandes dem Boden das Neueste an Erträgen abzurufen. Aber wir würden uns selbst und den Anspruch auf den Namen eines Kulturvolkes verlieren, wollten wir lediglich in der Arbeit aufgehen und nur in dem gewiß sehr wichtigen Sport oder im Vergnügen den Ausgleich suchen. Und hier setzen nun die Forderungen des Heimatschutzes ein, die Werte sichergestellt haben möchten, aus denen zu allen Zeiten das deutsche Volk die besten Kräfte seines Leibes und seiner Seele schöpfte.

Der Heimatschutz bezieht sich auf die Heimat und weist damit einem jeden eine persönliche Verantwortlichkeit für ein Stück Erde zu, mit dem er durch tausend Fäden herzlichen Empfangens verbunden sein sollte. Diese Verantwortlichkeit bezieht sich auf das Bild der Heimat, und zwar auf die Natur als das Gottgeschaffene und auf das Menschenwerk darin.

Bielgestaltig sind Natur und Menschenwerk in deutschen Landen. Dem Heimatschutz aber — das sei dreifach unterstrichen — gilt als Quelle der Freude im engeren Kreise ein schönes Wiesental im flachen Lande genau so viel wie das gepriesene Rheintal im Westen, und er wertet als väterliche einen Bau der Hansezeit in Stralsund nicht weniger hoch als den stolzen Dom zu Köln. Wenn das anders wäre, wie könnten wir sonst von „Heimatschutz“ sprechen ...

Zweifach ist unsere Stellungnahme zur Natur, zur belebten und unbelebten. Hier ist sie uns Nährmutter (Landwirtschaft, Bergbau); dort ist sie Stätte der Erholung, Quelle der Augen- und Herzensfreude, Objekt des Künstlers, Gegenstand der

*) Aus „Stralsunder Tageblatt“, Sonderausgabe anlässlich der Landwirtschaftlichen Ausstellung.

Forschung, und wie Leib und Seele untrennbar sind, so gilt es, sowohl dem, was das leibliche Leben fordert, wie jenen geistigen Interessen gerecht zu werden.

Moderne Landwirtschaft — und wir sprechen das Wort mit hoher Achtung aus! — Aber was machte sie aus der heimischen Natur im anerkanntswerten Bestreben, ihre volkswirtschaftlichen Aufgaben zu erfüllen? Sie schuf die Kultursteppe endloser Feldbreiten und schränkte den Wildpflanzenwuchs und den Bestand an Feldgehölzen auf ein geringes ein. Sie ließ weite Wiesenflächen entstehen, legte Moore trocken, begradete Flußläufe unter Befestigung der natürlichen Ufergehölze, senkte den Spiegel von Seen und veränderte das Niveau des Grundwassers. Sie minderte den Wald und den Baumwuchs an den Wegen und gestaltete damit — in den letzten Jahrzehnten im Geschwindschritt — das Bild der Landschaft um, die Zusammenfügung der Pflanzen- und Tierwelt und ihre Lebensbedingungen wie überhaupt die physikalische Beschaffenheit des Bodens. Sie griff in den Ablauf des Naturgeschehens ein wie in das Räderwerk einer Uhr . . .

Und hatten wir nun dem allen die Forderungen des Heimatschutzes entgegen, dann ergibt sich folgende Betrachtung:

Die Mehrzahl der Menschen ist, ohne weite Reisen machen zu können, angewiesen auf das Schönheitserleben im engeren Kreise der Heimat. Es trägt die versöhnende Freude in den harten Daseinskampf, und auch der schweigsame Bauer verelendet ohne sie unbewußt zum Proletarier. Um Busch und Baum, um Moor und Kiesenstein schlingen Volkslage und Märchen ihre Kränze; eines aber verschwindet mit dem andern, und seine Kunstgabe städtischen Gepräges rettet das Volksleben vor der seelischen Verödung. Und trauernd sieht endlich auch der Mann der Wissenschaft die Objekte seiner Forschungen vernichtet: die typische Moorflora, den erraticen Block der Eiszeit, seltene Tiere und Pflanzen, von der Schule abgesehen, die eines Tages vielleicht auf die Betrachtung von nur Bildern angewiesen ist . . .

Was aber soll geschehen? — Nun, wir wollen keine restlose Erhaltung! Wir wünschen nur Verständnis zu finden und Besinnung. Und wie wäre es außerdem, wenn das, was wir als „Naturwälder“ oder „Gelehrte“ fordern, doch auch seine praktischen Seiten hätte.

Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß die Einheitlichkeit ausgebreiteter Bestände von Nutzpflanzen die günstigsten Daseinsbedingungen gerade für ihre Feinde, z. B. Insekten und Mäuse, künstlich schafft, während man sie den Schädlingsbekämpfern geradezu genommen hat. Seit Jahrzehnten arbeitet darum die Musterstation für Vogelschutz des Freiherrn von Berlepsch an den Fragen des Vogelschutzes. Man empfiehlt die Anpflanzung von Nistgehölzen, die Beschaffung von Nisthöhlen, während es viel wirksamer wäre, die natürlichen Nistgelegenheiten zu erhalten, die Feldgehölze, die Wilddornhecken, die alten Alleen, den alten Einzelbaum im Felde, und auch das Stüßchen Erde, da ein großer Stein im Felde liegt oder das ein Hünengrab für sich fordert, könnte, mit Wildrosen bepflanzt, Stätte eines nützlichen Vogel-Lebens werden. Ganz allgemein gilt ja heute als wissenschaftliche Erkenntnis, vor allem Vögel und Vierzüßler betreffend, daß man vorsichtig sein soll, den Vorwurf absoluter Schädlichkeit zu erheben (Raubvögel, Storch, Fuchs) und mit schonungsloser Ausrottung vorzugehen.

Und ob die Ueberstürzung in der „Korrektur“ der Natur nicht auch sonst ihre Gefahren hat! Die Entwässerung und Beschleunigung jeden Wasserabflusses — das Wort „Steppe“ fiel schon! Ob die in den letzten Jahren so häufigen Hochwässer mit abwechselnden Wassermangel in den Flüssen . . . Die Geologen warnen lange schon . . . Aber das ist nicht unmittelbare Sache des Heimatschutzes! Seine Wünsche haben wohl Beziehung hierzu, aber sie sind doch in Wirklichkeit ganz bescheiden: wo es irgend geht, einem Flüssen seinen schönen ursprünglichen Lauf zu lassen, ein kleines Moor mit seltenen Pflanzen zu erhalten, einen See mit ursprünglicher Flora und Fauna und ihn nicht zu „bewirtschaften“ . . .

Achtung vor der Natur, Verständnis für ihre Gesetze, ein gewisses Eingehen auf die Bedürfnisse der Wissenschaft und der im Innersten mit der Natur verbundenen deutschen Seele, das ist es, was der Heimatschutz wünscht. Gerade im flachen Lande ist — wenn wir noch auf einiges kurz hinweisen dürfen — die von stattlichen Bäumen beschattete Landstraße als Schönheitselement unentbehrlich, der Ringelreihen von Weiden um den Teich im Felde. Als Naturdokument von wissenschaftlicher Bedeutung muß die Erhaltung von steinbesäten Halben, von Blockpadungen und anderen geologischen Bildungen durchaus angestrebt werden, wie sich andererseits der Naturfreund jederzeit auch für die Erhaltung von Heideströden da und dort einmal einsehen möchte.

Wünsche sind das gegenüber den auf restlose Erfassung alles Nutzbaren gerichteten Bestrebungen. Wir sind letzten Endes nicht

so arm, daß wir ihnen zuliebe nicht doch ein kleines Opfer bringen könnten, auch wenn sich der ideelle Nutzen nicht in Mark und Pfennig berechnen läßt. Wenn der Landwirt, mit dem wir uns in der Freude an wogenden Saatfeldern und wohlbestellten Aedern sehr wohl eins wissen, daneben sein Herz entbeden wollte für das, was Wissenschaftlern, Künstlern und Heimatfreunden heilig ist, für das, was als Gotteswerk in Schönheit vor allem auch zur Jugend spricht und sprechen sollte, wenn er Fühlung nähme mit den Kennern und Erforschern der Heimat, dann möchte es am Ende nicht so schwer sein, eine Einigung zu erzielen. Handelt es sich doch in Wirklichkeit nur noch um die Reste eines ursprünglichen Naturwaltens in einem seit einem Jahrtausend der Kulturland unterworfenen Lande. Und wenn mit allem Verändern, das die Hand an das Vorhandene legt, ein gewisses liebevolles Neuschaffen Hand in Hand ginge, wenn alles Schematisieren (Anlage von Verkehrswegen, Begradigungen) korrigiert würde durch ein wenig Schönheitsempfinden, wenn die Schönheitselemente von einst — Busch und Baum und Blume — bewußt an geeigneten Orten oder ausgesparten Stellen in die Kulturlandschaft eingesetzt würden (Landschaftspflege) wie in das sich wandelnde Dorfbild, auch dann bliebe unsere Heimat schön. Wenn sich auch das Anschaffen von der Bachbrücke bis zum Siedlungsbau der stillen heimischen Landschaft anpaßte, wenn sich die ländliche Bevölkerung in Sprache und Sitte, in Fest und Feier auf ihre der städtischen gleichwertige Sonderart besänne . . . Aber das sind Dinge, die auf einem anderen Blatte stehen und die einer eigenen Behandlung bedürften. Wir können an sie nur erinnern —

Heimat der Inhalt der deutschen Seele! Die Heimat erhalten und gestalten, heißt den Leidenschaften der Stadt, dem Industrialismus und seinen Auswirkungen auf den Menschen, heißt der alles Gemüt ertötenden Ueberspannung in Erwerb und Technik entgegenzutreten, heißt die deutsche Seele retten und erhalten. Und das ist der tiefste Sinn des Heimatschutzes.

Schutz einer Linde in Jeddin.

Durch Verordnung vom 6. Juni d. J. hat der Regierungspräsident in Stettin die in Jeddin (Kr. Greifenberg) an der Straße beim Pfarrgehöft stehende große Linde unter Naturschutz gestellt.

Zur Heimattunde.

Heute wollen wir darauf hinweisen, daß der Bund jetzt eine Reihe von Ansichtskarten herausgibt, welche landschaftliche Schönheiten unserer Heimat, sowie historisch wertvolle Bilder zeigen. Die erste Reihe von 6 Bildern bringen Ansichten aus dem Ederberger Wald; der Quistorpturn, der Quistorppark, der Sandsee und der Glambachsee sind dargestellt. Die zweite Reihe bringt 6 Bilder von Toren und Türmen aus verschiedenen Städten Pommerns. Es soll hier auf die geschichtliche Bedeutung der dargestellten Baudenkmäler hingewiesen werden.

1. Das Bahner Tor in Pyritz. Bei der wendischen Burg Pyritz soll Otto von Bamberg 1124 die ersten Christen getauft haben; urkundlich wird der Ort 1140 zum ersten Mal erwähnt. Pyritz gehört zu den wenigen pommerschen Städten, die noch die Stadtmauer fast vollständig erhalten haben. Das Bahner Tor, früher das Hohe Tor genannt, zeigt uns die Feldseite; es ist der Innenturm des Torbaues. Links ist zur Erleichterung des Verkehrs leider die Stadtmauer niedergelegt. Wir sehen zwei Etagen von vierediger Grundform, aus deren Zinnen sich ein mit Schießscharten versehener, achteckiger Turm mit Zinnenkranz erhebt, der von einer achtschlächtigen Vollyramide gekrönt wird. Der reine Backsteinbau aus dem 14. bis 15. Jahrhundert weist im Unterbau, der durch ein doppeltes deutsches Band geziert ist, Schiffe für die Auslegerbalken der Fallbrücke auf. Die Schlankheit des sich etagenförmig aufbauenden Torres wird durch die emporstrebenden Fensterblenden des Mittelbaues noch erhöht.

2. Das Steintor der alten, oft heiß umstrittenen Stadt Anklam ist fast der letzte Rest der mittelalterlichen Stadtmauer. Das Bild zeigt uns die Feldseite des Torbaues, der sich über der spitzbogigen Durchfahrt in schlanker Form mit Satteldach bis zu einer Höhe von 32 Metern erhebt. Der spätgotische Bau ist ganz aus Backsteinen aufgeführt und gehört wohl der Blütezeit der Stadt im 15. Jahrhundert an. Die zwei Strebe Pfeiler dienen zur Führung des Fallgatters. Ueber einem kräftigen Unterbau erhebt sich ein zweigeschossiger Mittelbau, der durch Blendengliederung ist. Das Tor wird gekrönt durch einen einfachen, treppenartig emporsteigenden, mit Spähen und Zaden geschmückten Giebel, dessen Wandflächen mit Fensterblenden geschmückt sind.

Der Hufengiebel steigt aus einem glatten, eisenstrigen, mit Schießscharten versehenen Unterbau empor.

Das Wolliner Tor in Gollnow. Die deutsche Stadt Gollnow wurde im Jahre 1268 gegründet. Viele seiner mittelalterlichen Wehrbauten sind nicht mehr. Das Bild zeigt uns die Feldseite des Wolliner Tores. Ein geschlossener, wuchtiger Bau von 26 Meter Höhe, der in der schmalen Gasse doch schlank wirkt. Das Gedrängene des Baues, der auf der Stadtseite deutlich vier Geschosse erkennen läßt, wird durch die Strebepfeiler und die flachbogig eingeschlossene Mitte, die zur Führung und Aufnahme des Fallgatters bestimmt waren, gemildert. Der Sockel des Tores besteht aus Granitquadern. Der massige Bau löst sich in einen reich geschmückten gotischen Giebel auf, der auf Stadt- und Feldseite gleich gearbeitet ist; schlanke spitzbogige Blendfenster, die paarweise von Wimpergen mit Rankenblumen überdacht sind, beleben wirksam den mit Spitzlürchen verzierten Giebel.

4. Cammin, am Bautor. Als Wahrzeichen der alten Bischofsstadt Cammin ist das Bautor eines der wenigen mittelalterlichen Bauwerke, die uns in Cammin erhalten sind. Unser Bild führt uns in einen stillen Winkel an der Stadtmauer, in dessen Hintergrund der Turm des Bautores sich erhebt. Das Tor selbst ist niedrig gehalten. Zum Schutze der Durchfahrt baute man daneben einen kräftigen Mauerturm. Auf breitem vierkantigem Unterbau, der oben einen offenen Umgang mit Zinnen und Ecktürmen hat, erhebt sich ein runder, gedrungener, zweigeschossiger Turm mit Blendfenstern und Schießscharten, der einen Zinnenkranz trägt; bekrönt wird der Bau durch einen achtschlächtigen Pyramidenaufsatz.

5. Stargard, Eisturm. An der Südwestseite der Stadt Stargard, die 1294 gegründet wurde, erhebt sich als rein Backsteinbau auf Blockfundament der Eisturm, der ein Befestigungsturm in der Stadtmauer war. Er kam zu diesem Namen, weil er im Innern lange Zeit als Eisteller eingerichtet und verpackt war. Im 17. Jahrhundert hieß er noch Wollweberturm, da bei Belagerungen die Kunst der Wollweber ihn zu verteidigen hatte. Aus einem vierkantigen runden Unterbau, der wohl bis zur Höhe der Stadtmauer reichte, steigt ein schlanker, mit spärlichen Schießscharten versehener Turm empor. Auf dem mit Zinnen gekrönten Brustwehrumgang ist ein achteckiger Turm von geringerem Durchmesser aufgesetzt, aus dessen Zinnenkranz sich eine achtschlächtige Wollpyramide erhebt. Das Bauwerk stammt wohl aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

6. Pasewalk, Kiek in de Mark.

„Kiek in de Mark und fruse nich,
Markgraf Friedrich de deit dy nichts.“

So sangen die Pasewalker ihrem neuerbauten Turm zu. Er entstand nach dem Jahre 1445, als Markgraf Friedrich II. von Brandenburg die Stadt vergeblich herannah. Neben der einfachen, aber doch schönen Form machen diese historischen Ereignisse uns den Turm, der, romantisch von Efeu umwunden, den Blick weit über die Ueberniederung hin in die Gegend von Prenzlau schweifen läßt, wertvoll. Der Turm, der jetzt frei liegt, stand früher im Verlaufe der Stadtmauer. Sein Grundriß ist vierseitig; steil geht er zu einem Rundturm über, der mit stärker hervorstechenden Ringen oben einen offenen Umgang mit Zinnenkranz trägt, aus dem eine achtschlächtige Ziegelpyramide emporragt.

Pommern in den Kriegen des Großen Kurfürsten 1676—1678.

(Schluß.)

Bevor der Große Kurfürst nun zur Belagerung Stettins schritt, wollte er noch Bänitz und Demmin in seine Hand bringen. Aber hier, namentlich vor Demmin, wurde ihm so hartnäckiger Widerstand entgegengebracht, daß der Oktober herangekommen war, ehe er Herr der beiden Festungen wurde. Seufzend mußte sich Friedrich Wilhelm sagen, daß es zu einer Unternehmung gegen die pommersche Hauptstadt auch für dies Jahr zu spät sei. Sonst sah er mit großer Befriedigung auf die Begebnisse von 1676 zurück. Nur noch Stettin, Greifswald und Stralsund waren in den Händen der Schweden. Zweimal hatte er den Schlag gegen Stettin aufschieben müssen. Erst Ende April 1677 rüstete er mit gewaltiger Kraft dazu. Ungeheure Mengen von Munition, Material aller Art, sowie Geschütz wurde auf dem Wasserwege durch den Friedrich-Wilhelm-Kanal nach Pommern befördert. Im Ganzen bestand die Artillerie aus 206 Kanonen und 40 Mörsern, die drohend ihre Mündung gegen die Stadt redten. Nach und nach verammelte sich dort ein Belagerungsheer von 26 000 Mann. Sie alle, vom Kurfürsten selber an bis zum letzten Mann, waren durchdrungen von dem Gedanken, daß es hier der Anspannung

aller Kräfte bedürfe. Denn hinter den Mauern harrete ihrer einer der besten schwedischen Offiziere, mit Namen Wulfen, an der Spitze von 8000 Mann. Nicht nur er war zum äußersten Widerstande entschlossen, sondern auch 2000 Bürger von der wehrfähigen Bevölkerung Stettins hatten sich ihm zu jeder Verfügung gestellt. Ehe das ganze Belagerungsheer der Brandenburger beisammen war, hatten sie manches Mißgeschick zu erdulden von den häufigen Ausfällen Wulfens. Oft gerieten sie dabei zwischen zwei Feuern, wenn Königsmark von Stralsund her ihnen in den Rücken fiel. Auch die Oder und die angrenzenden Gewässer waren gleich zu Anfang der Belagerung der Schauplatz von Zusammenstößen der schwedischen und der Stettiner Schiffe auf der einen Seite und der brandenburgischen Kaper auf der anderen Seite. Ringsumher wurde jetzt Stettin wie mit einem Kranze von festen Schanzen umgeben. Der kleine Ort Bölsch mußte einer solchen weichen und bei Güstrow wurde eine Schiffsbrücke über die Oder geschlagen. Am 13. Juli trachten dann die ersten Schiffe. Noch war das Feuer vereinzelt, und die Stettiner begrüßten sie mit einem Witzwort: „Horch! wo der Kohnfürst knappt“. Aber ihr Lachen sollte nur allzu bald in Weinen verkehrt werden. Wenige Tage darauf spieen sämtliche Geschütze von fünf Seiten her ihren Eisenhagel gegen die Stadt. Erschreckend war die Wirkung. Straßen und Häuser sanken in Asche. Hunderte von Bewohnern wurden von den durch die Luft sausenenden Geschossen, von Steinen oder stürzenden Balken getroffen. Deutlich hörte man ihr Geschrei draußen im Lager. Ein glücklicher Schlag gelang Friedrich Wilhelm als er seinen Angriff auf die bei Fort Preußen gelegene Sternschanze richtete, die einst von Gustav Adolf angelegt worden war. Auch der Krieg auf dem Wasser nahm einen glücklichen Fortgang. Die brandenburgischen Schiffe drangen siegreich auf dem Damnhöfischen See und dem Haff vorwärts, so daß es ihnen gelang, jetzt auf der Oder selbst, in unmittelbarer Nähe Stettins, zu erscheinen. Durch das ununterbrochene fortgesetzte Bombardement, sanken die Marien-, Petri- und Jakobikirche in Trümmer. Auch das Marienstiftsgymnasium wurde ein Raub der Flammen und doch dachte Wulfen noch nicht an Ergebung. Unermüdlieh fiel die immer kleiner werdende Besatzung aus. Die Belagerer hatten viel davon zu leiden, bis der Große Kurfürst die gesamte Kavallerie unter Derfflinger und dem Prinzen von Hamburg bei Pommernsdorf postierte. Hier standen die Reiter Tag und Nacht auf treuer Wacht, um dem Schweden bei erneutem Ausfall sofort in die Flanken zu fallen. Immer seltener wurden die Ausfälle. Ein besonders heftiger Kampf dieser Art fand am 6. September statt, wo die Feinde mit beträchtlichem Verlust zurückgeworfen wurden. Die Batterien am Mühlen- und Heiligen Geisttor taten den Stettinern vielen Schaden. Schon war der Dezember herangekommen und die Nutzenwerte der Festung waren jetzt sämtlich im Besitz der Brandenburger. Der Augenblick war nicht mehr fern, wo sie zum Generals Sturm schreiten konnten. Da endlich war Wulfens Widerstandskraft gebrochen. Er ließ den Großen Kurfürsten fragen, ob er, wenn er kapituliert, auf ehrenvolle Bedingungen rechnen könne. Friedrich Wilhelm ließ ihm sagen: „Das ist immer mein Grundsatze gewesen. Der tapferere Verteidiger von Stettin wird ebenso behandelt werden, wie die von Anklam und Wolgast.“ Nach einigen Tagen sandte dann Wulfen zwei seiner Offiziere und zwei Stettiner Bürger in das Lager des Siegers, um die näheren Bedingungen der Uebergabe zu besprechen. Am 17. waren sie unterschrieben. Die Schweden erhielten nicht nur freien Abzug, sie durften sogar solange unbelästigt in Hinterpommern sich aufhalten, bis sie auf dem Seewege nach Schweden gelangen konnten. Als Wulfen am 22. Dezember die Stadt verließ, ging der Marsch der 300 Schweden, die allein noch übrig waren, durch so verwüstete Straßen, daß sie sich nur mühsam ihren Weg bahnen konnten. Am 27.ritt dann der Sieger durch das neue Tor in Stettin ein. Auch er war erschrocken über das Bild der Verwüstung, welches sich seinen Augen bot. Er empfing die Schlüssel der Stadt, bei deren Ueberreichung ihm der Wunsch dargebracht wurde:

„tcipe! serva! conserva!“

Stettin war gefallen!

Nun war noch Stralsund und Greifswald von den Schweden besetzt. Darum durfte Friedrich Wilhelm die Waffen auch noch nicht ruhen lassen. Sein nächstes Ziel war Stralsund. Die Vorbedingung zu der Eroberung dieser Stadt war der Besitz der Insel Rügen, auf der Königsmark wieder festen Fuß gefaßt hatte. Große Vorbereitungen waren nötig. Im Juli reiste der Große Kurfürst über Stettin nach Stolpen an der Peene, wo das Landheer bereit stand. Ein Teil desselben legte sich vor Greifswald und einige Reiterjahren erschienen bereits vor Stralsund. Vor beiden Städten lieferten sich die Gegner harte Kämpfe, bei denen die Brandenburger Schritt für Schritt vordrangen.

Im September war dann auch endlich die Transportslotte fertig. Sie umfaßte 210 größere Fahrzeuge und 140 Schalluppen.

Verhältnismäßig bald nach ihrer Abfahrt am 12. früh verkündeten zwei Kanonenschüsse, daß sie auf Rügen gelandet wären. Es war ein Werk des alten Derfflinger. Bei dem Dorfe Alten-Kanach bei Putbus landete das Heer, wobei sich der Eifer der Soldaten im hellsten Licht zeigte. Ein Angriff der Schweden wurde von Derfflinger persönlich zurückgeworfen. Besonders wichtig war es, als im Verlaufe dieser Kämpfe das Dänholm, eine weit vorspringende Landzunge Rügens in die Hände der Brandenburger fiel. Das Dänholm nämlich liegt in Kanonenschußweite von Stralsund. Natürlich wurde auch dort sofort eine Batterie aufgeworfen. Einst hatte Wallenstein von hier unverrichteter Sache abziehen müssen. In der Nacht des 10. Oktober trug ein brandenburgisches Geschütz zuerst Friedrich Wilhelms eisernen Gruß herüber:

„Und wär sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.“

Bald zeigte Stralsund dasselbe Bild wie Stettin, drei Tage überschütteten vom Frankentore und vom Triebertore aus die Kanonen die Stadt mit ihrem Feuer. Dann war Königsmark zur Kapitulation bereit.

Schließlich am 7. November ergab sich auch Greifswald nach einer kürzeren Belagerung.

Das ist der Krieg Friedrich Wilhelms in Pommern!

Die Weltgeschichte gibt uns dann ein Beispiel dafür, wie auch ihm, ebenso wie uns 1919 sein Versailles beschieden war.

Gr.

Wolgaster Polizei vor 400 Jahren.

Von Heinrich Bandlow.

Vor 400 Jahren ungefähr wurde die Polizei-Verordnung für Wolgast abgefaßt, die man Bürgersprache oder Bursprache nannte, und die gewöhnlich am Jahrmarkt dem versammelten Volk vom Rathhause vorgelesen wurde. „dortoa sîd ein jeder werth wethenn na tho richten vund vor schadn tho hâdenn.“ Die Urschrift ist noch vorhanden. Aus den einzelnen Bestimmungen läßt sich einigermaßen ein Bild des kleinstädtischen Lebens jener Zeit aufbauen. Wir heben einzelne hervor.

Wer an der Reihe zur Stadtwacht oder Tormacht ist, soll ihrer warten bei Vermeidung höchster Strafe. Wenn fremde Leute zu Nachtzeiten bei der Stadtmauer oder in den Straßen befunden werden, „de schôlen beth so daß morgens in vorewaringe genhemem werden“.

Die Bürger mußten zur Hilfe bei Feuersnot lange Leitern, einen Feuerhafen und einen ledernen Eimer haben. (Solche hatten meine Eltern noch vor 60 Jahren im Hause). Die Bauleute, wie man eine Genossenschaft kleiner Aderbürger nannte, mußten Schleifen und Rufen halten, Knechte und Mägde durften nur mit „rustinge, so tho reddende denstlich“ auf der Feuerstätte erscheinen.

Wer Bier braute und eine Darre hatte, durfte vor morgens 3 Uhr kein Feuer anlegen und es nur bis abends 9 Uhr unterhalten. — Wein oder fremdes Bier durfte nur im Stadtkeller geschenkt werden, wenn sonst jemand auswärtige Biere schenken wollte, der mußte gebührende Abgabe an die Stadt zahlen.

Wenn ein Bürger von Vermögen eine Hochzeit ausrichtete, so sollte er der Stadt 10 Mark vor der Festlichkeit und ohne Abdingen geben. Dann durfte er dazu so viele laden, wie er wollte und die festlichen Tage am Montag beginnen. Auch weniger reiche Brautleute durften am Montag beginnen und sollten mit ihrem Anhang Schlag 9 Uhr in der Kirche sein. Sie sollten nicht mehr als 40 Gäste mit Ausnahme von fremden Leuten und Hofdienern und nicht mehr als 10 Paar Jungfern bitten, auch sollten keine Jungfern unter 10 Jahren vor der Braut gehen, ebenso wenig sollten Dienstmägde geladen werden. Als Mahlzeit waren 3 Gerichte gestattet. Arme Leute sollten nachm. 3 Uhr ihre Hochzeit in der Kirche feiern mit höchstens 20 Gästen. — Bräutigam und Braut durften ihrer Freundschaft und Verwandtschaft keine Geschenke machen (heute ist es umgekehrt!) — Zu Kindtaufen sollten nicht mehr als 20 Frauen gebeten werden, auch die Zeit und Stunde war festgesetzt wie das Patengeld. Zum Kirchgang sollte nur eine Gevatterin die junge Mutter begleiten, wer mehr einlud und sich Unkosten machte, sollte 10 Gulden Strafe zahlen, „die de richtvoigt von de vordreferen so darwedder gehandelt schall vnd werth vthfôrdern vund der Stadt vôrreken“.

Die Kornhändler sollten den Roggen an die Armut aus den Säcken zum Einkaufspreis ablassen. — Fremde durften nicht mit Fremden handeln weder auf dem Markt noch außerhalb desselben bei Verlust der Ware. Auf dem Jahrmarkt durften Auswärtige keine Wolle, Butter oder Honig oder Ähnliches kaufen, da der Markt nur zum Besten der Bürger abgehalten werde; ebenso durften der Stadt Untertanen auf der Wiek Korn und andere Waren nur an die Bürger verkaufen.

Niemand durfte seinen Hof oder Katen auf der Wiek verkaufen oder überlassen ohne des Rates Wissen. — Niemand sollte Briefe von fremden Leuten annehmen und tragen an Wolgaster Bürger, wenn er nicht wisse, was sie enthalten. — Wer in seinem Hause doppeln oder spielen ließ, „vund dar quardt (Leid) van queme, de schall sinen Brôd (Brot, Strafe) nicht wekenn“ (d. h., er soll nach Belieben gestraft werden). — Der Preis von ungemätem Fleisch wurde auf 1 Schilling (8 Pfg.) das Pfund festgesetzt.

Wenn ein Auswärtiger sich in Wolgast niederlassen wollte, so mußte er Brief und Siegel über seine Herkunft vorlegen, sonst wurde er weder von Bürgern noch Bauern angenommen, sondern „strades wedderumme van hier vorwesen“. — Wenn sich jemand heimlich einschleicht und sich in Herberge legt, so sollen dieser und sein Wirt mit 10 Mark Strafe belegt werden. — Die Gesellen und Knechte der Aemter durften sich nach 10 Uhr abends nicht mehr draußen sehen lassen. Wer den Hirten keinen Lohn geben wollte, sollte seine Kühe, Dâsen Schweine, Schafe vor der Herde eintreiben, auch sollte jeder sein Vieh nachts in die Ställe treiben und keines auf dem Markt oder in den Straßen stehen lassen, sonst sollte es gepfändet und je Haupt mit 4 Schill. gelöst werden. — Wer Dung weggeschaffen wollte, der sollte es nicht länger als eine Nacht vor seiner Tür liegen lassen, auch sollte man den Dung nicht einfach über die Straßen werfen, ohne ihn wegzufahren.

Da in dieser Zeit die Unzucht und Schande sich derartig steigerte, daß dem Vaster mit Rat und Tat nicht gewahrt werden kann, sondern ganz überhand nimmt, daß die Unzüchtigen es auf Gelderwerb absehen, so beschließt die Stadt, wenn so etwas in der Stadt geschieht, daß die Täter der betr. Person nicht mehr als 3 Schill. (24 Pfg.) und ein Paar rote Schuhe geben. Der Täter soll aber ohne Gerichtsverfahren 10 Gulden Strafe ohne Gnade zahlen oder „de geschwefede person nennen“ (d. h. jedenfalls: heiraten).

Neue Bücher.

Norddeutsche Feldsteinkirchen. Heinrich Ehl, Verlag G. Westermann, Braunschweig, 10 M.

Bis in die jüngste Zeit ist der Wert der Feldsteinkirchen oft grôßlich verkannt. Verständnislose Umbauten und verstümmelnde Veränderungen gerade der Kirchen unserer Provinz sprechen eine laute Sprache. Unser Altmeister Hugo Lemde hat immer wieder den Unverstand der Verantwortlichen beklagt. Da erscheint nun in der Reihe der von Hans Much herausgegebenen Hanfschen Welt als 6. das oben angezeigte Werk noch zur rechten Zeit, um die Aufmerksamkeit auf die ältesten noch lebenden Zeugen der Kolonisierung unseres Nordens zu lenken. Wir begrüßen dies Buch mit großer Freude. Zum ersten Male wird hier versucht, das ganze Gebiet des Feldsteinkirchenbaues umfassend für einen weiteren Leserkreis darzustellen. Verfasser tut es mit feinem Verständnis, frischer Darstellungsweise und warmer Liebe zur Sache, die sich jedem Empfänglichen mitteilen wird. Sehr lesenswert ist die eingehende Behandlung der Technik in der Bearbeitung des Granits. Mancher wird erstaunt sein, zu erfahren, daß die Quaderfugen einst rot bemalt waren; Spuren davon finden wir auch an pommerschen Kirchen (Hohenselchow, Gr.-Schönfeld). Pommern wird ebenso gründlich behandelt wie seine Nachbargebiete, von denen aus die kolonisierenden Germanen eingebrungen sind und mit denen es baukünstlerisch in Zusammenhang steht. Die westfälische Einwanderung über Mecklenburg in Vorpommern, das Eindringen der Ostfalen von der Altmark aus in Mittelpommern, der Einfluß der Templer und Johanniter von Osten her, ein Spiegelbild all dieser verschiedenen Zuwanderungen zeigen unsere Feldsteinkirchen in ihren verschiedenen Abwandlungen. Alles in allem: ein schönes Buch, an dessen Wert einige Irrtümer nichts ändern, anregend, belehrend, von einem guten Kenner auf Grund eingehender Studien geschrieben, mit einem ausgefeilten Bilderanhang geschmückt. Es sei allen Freunden unserer Heimat bestens empfohlen!

H. Schulz.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. K e e p e l, Allee str. 14.

Druck: Pommersche Reichspost, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft m. b. H., in Stettin.